

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 64 (1980)

**Artikel:** Der "seltsame wunderschöne Traum" : ein Werk Niklaus Manuels  
**Autor:** Zinsli, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070946>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

PAUL ZINSLI

## DER «SELTSAME WUNDERSCHÖNE TRAUM» – EIN WERK NIKLAUS MANUELS?

*Manuel als Schriftsteller*

Wahrscheinlich werde ich Sie zum vornherein enttäuschen müssen; denn ich biete Ihnen nun kaum das, was Sie unter dem Titel «Manuel als Schriftsteller» füglich erwarten, nämlich nicht einen Ein- und Überblick auf sein *ganzes* gedichtetes Werk mit Analysen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen. Da mir jetzt schon zu verschiedenen Malen ähnliche Aufgaben übertragen worden sind und da hier in unserm Kreis das Wesen des schöpferischen Mannes ohnehin allgemein zur Sprache kommt, habe ich mich auf eine speziellere Thematik beschränkt.

Ich habe mir vorgenommen, als Philologe einmal Manuel von der sprachlichen Gestaltung her zu beurteilen und habe mich eingehend mit den Formen seines dichterischen Ausdrucks befasst, um dann auf Grund dieser Einsichten die Probe der Echtheit an einem noch umstrittenen Werk zu führen. – Allein die Fülle der Materialien und die Divergenz der Gesichtspunkte haben meine Arbeit aufschwellen lassen, so dass ich nun darauf verzichten muss, die Belege und ihre Auswertung für Manuels Stil nach dem gesamten Werk hier vorzuführen.

Ich beschränke mich deshalb darauf, freilich auch gestützt auf die Untersuchung sprachlicher Gestaltungsmittel, die Frage nach der Autorschaft Manuels an einem *einzigem* Werk aufzurollen – nicht zuletzt, weil damit zweifellos eine regere Diskussion erweckt werden kann. Es soll also ein schlichter *Werkstattbericht* werden.

Aus der Gruppe der umstrittenen, teilweise oder ganz fragwürdigen Werke – den Totentanzversen, der Klagred der armen Götzen, dem Elsli-Spiel und dem «seltsamen wunderschönen Traum» – wählen wir die letztgenannte Dichtung: sie ist zweifellos die literarisch wertvollste, zeitgeschichtlich interessanteste, und sie steht in manchem Manuels übrigem Schaffen sehr nah.

In dem bekannten Brief Manuels vom 12. August 1529 aus Baden an Zwingli in Zürich<sup>1</sup> wird unter anderen Titeln der «schimpfschriften»,

die er ausgeliehen hat und nun – offenbar zum Vorlesen unter den befreundeten Gästen – zurückverlangt, auch «ein troum» erwähnt, und dies bislang unbekannt gebliebene Werk wurde von Fritz Burg sogleich mit der Abschrift eines «seltsamen wunder schönen troms» identifiziert, die er zusammen mit Bruchstücken von gesicherten Manuelwerken in einem Manuscript der Hamburger Stadtbibliothek gefunden hatte und die er dann 1897 im «Neuen Berner Taschenbuch», vorzüglich ediert und besprochen, veröffentlicht hat<sup>2</sup>. Fast durchwegs hat man das einzigartige kleine Versepos seither unbedenklich als ein echtes Manuel-Werk betrachtet und es sogar biographisch ausgewertet. Indes, so eindrücklich das Ganze ist und so gern man es in Dichtung und Leben des Berners einzureihen wünschte – es lassen sich mancherlei Bedenken eben doch nicht wegscheuchen.

Wir möchten hier einfach einmal die *Problematik* im Für und Wider der Argumente aufweisen, auch wenn wir vielleicht doch nicht zu einem endgültigen Urteil zu gelangen vermögen. Wir greifen damit aber eine besonders schwierige Aufgabe an, weil wir das Werk nur in einer Abschrift von fremder Hand vor uns haben, die dazu noch bloss in Bruchstücken erhalten ist. Von den ursprünglich wohl 1000 Versen fehlen uns deren über hundert, leider gerade an einer inhaltlich entscheidenden Stelle – fast das ganze Kapitel 1, das Kapitel 2 und der Beginn des 3. Abschnitts. Es kommt dazu, dass der Abschreiber nicht nur seine Mundart in den Text hineinmengt, sondern nachweislich sehr unsorgfältig abschreibt, ja dass Missverständnisse und Verschreibungen geradezu offensichtlich sind. Mit diesen können wir uns hier freilich nicht beschäftigen.

*Für* Manuels Autorschaft scheint zunächst doch allein schon der Umstand zu sprechen, dass das Werk in der erwähnten Hamburger Handschrift (cod. ms. germ. 28) zusammen mit der Abschrift von Manuels unbestreitbaren Fastnachtsspielen steht. Der Kopist hat nachweislich ein mit dem Bären als Wasserzeichen versehenes Berner Papier aus den Jahren 1521–1523 benutzt<sup>3</sup>! Der erste Besitzer des Manuscripts war nach Einträgen auf dem Deckel ein gewisser Fabian, den Burg<sup>4</sup> mit einem bernischen Büchsenmacher der Zeit identifiziert hat, welcher Fabian Windberger seinerzeit Briefe zwischen Haller und Zwingli überbracht hat<sup>5</sup> und wohl ein Auswärtiger war. Das kommt schon in der

eigenen Schreibung seines Namens *Fabyon* zum Ausdruck, und diese nicht-stadtberische Verdampfung von langem ā zu ō, die auch im Text vorherrscht, könnte sogar den Verdacht erwecken, dass der Besitzer des Manuskripts der Abschreiber gewesen ist. Aber auch weitere Umstände weisen in die Nähe Manuels: nach dem Gehalt soll für die Entstehung der Schrift nur die Zeit zwischen dem Tode Leos X. im Dezember 1521 und der Besteigung des päpstlichen Stuhls durch Hadrian VI. im August 1522 in Betracht kommen<sup>6</sup>. Und da der Dichter des «Traums» sich selbst als Reisigen auf einem Feldzug der Zeit darstellt, liegt es nahe, ihn mit dem Reisläufer Manuel zu identifizieren. «Weder dass der Traum unseres Heftes ein Exemplar des zurückgeforderten Traums, noch dass er ein Erzeugnis Niclaus Manuels sei, scheint eines Beweises zu bedürfen», schrieb 1897 der Entdecker der Handschrift, Fritz Burg, in seiner Erst-edition<sup>7</sup>. Ihm folgten denn auch fast alle Germanisten und Historiker, die mit Manuels Schaffen in Berührung kamen: Ferdinand Vetter, Samuel Singer, ferner ohne nähere textkritische Untersuchung Josef Nadler, Emil Ermatinger, C. A. Beerli, Jean Paul Tardent<sup>8</sup>. Können nun angesichts dieser gravierenden Indizien für Manuel, in dem man, wie gesagt, allzugern den Verfasser dieses kleinen Epos sehen möchte, noch irgendwelche Zweifel auftreten?

Wenig beachtet wurde bisher das Urteil von Adolf Kaiser in seinem philologisch-kritischen Buch über «Die Fastnachtsspiele von ‹der actio de sponsu›», das sich vornehmlich mit der Echtheitsfrage des von Baechtold und andern dem Niklaus Manuel zugeschriebenen fastnächtlichen Stücks «Elsli Tragdenknaben» beschäftigt und das 1899, zwei Jahre nach Burgs Publikation des «Traums», erschienen ist. Kaiser schreibt in bezug auf das «Traum»-Manuskript: «Ich muss gestehen, mich hat beim Lesen des Gedichts so gut wie nichts an Manuel erinnert, und der Beweis der Verfasserschaft Manuels muss meiner Ansicht nach noch geführt werden<sup>9</sup>.»

Aber auch Samuel Singer, der zwar Manuel letztlich für den Verfasser hält, schliesst seine Erwägungen mit dem Satz: «Wie weit wir hier noch einen echten Manuel, wie weit einen übermalten vor uns haben, das könnte erst eine genauere Untersuchung feststellen<sup>10</sup>.»

Welche Problematik dieser Beweis mit sich bringt, mag also hier – beim erneuten Befragen des Textes unter den Aspekten: Sprache, stili-

---

stischer Ausdruck, Metrum und an Argumenten zu Form und Gehalt der Dichtung in der geforderten Kürze – dargetan werden.

*Zur Sprache:* Das Werk liegt nur in der einzigen Hamburger Handschrift vor. Sie zeigt aber nicht die freien Züge Manuels, sondern der Schreiber ist ein fremder Kopist, dazu – wie die Orthographie und die Laute verraten – nicht einmal ein Berner, sondern ein Ostschweizer. Burg, der den Urtext Manuel zuschreibt, sieht im Abschreiber einen St. Galler, stellt aber nicht bloss eine Mischung von bernischen und sanktgallerdeutschen Lauterscheinungen fest, sondern glaubt, besonders im Hinblick auf die allein damit vergleichbaren Spieltexte, möglicherweise auch eine ausserschweizerische Zwischenstufe annehmen zu müssen, das heisst zunächst die Abschrift einer landesfremden Hand und danach eine ostschweizerisch gefärbte Zweitkopie<sup>11</sup>. So kompliziert erscheint also die Überlieferung unseres Textes, und die Unsicherheit verstärkt sich noch, wenn wir mit Manuels eigener, teilweise unbernischer Schreibsprache rechnen!

Wir wissen, dass Manuel auch in der durch die eigene Hand bezeugten Dichtersprache Laute und Formen aus der stark östlich geprägten damaligen deutschschweizerischen Kanzleisprache übernommen hat. So dürfen wir sogar fremdartig anmutende Ausdrücke in der Hamburger Handschrift nicht einfach als unmöglich für unsern Berner Dichter ablehnen, wenn wir etwa das nicht schweizerische Partizip «gewesen» für alemannisches «gesin» antreffen, da es bei Manuel sporadisch auch vorkommt<sup>12</sup>, ferner etwa auch nicht ein unsern Dialekten fremdes und deshalb im Schweizerdeutschen Wörterbuch nicht aufgeführtes «oft» für «allpot» u. ä., weil es Manuel im Bicoccalied ebenfalls verwendet<sup>13</sup>.

Solche unbernische Erscheinungen sind für Manuel in seinen gedruckten Werken, bei denen ja der Setzer die Hand im Spiel hätte haben können, freilich nur ganz gesichert, wenn sie im Reim stehen. Die Pluralform «kinder» statt «Chind», die uns im «Traum», gepaart mit «minder» auffällt (Traum V. 45), verwendet Manuel auch im Lied von «Ecks und Fabers Badenfahrt» in derselben Bindung («...der esel noch vil minder ... an ermel wie die Kinder», Str. 23 V. 1). Innerhalb der Verszeilen steht offensichtlich in unserer «Traum»-Dichtung vieles, was nur den dialektfremden Abschreiber verrät. Hie und da können wir aber auch feststellen, dass der Kopist selbst den Reim mit seiner eigenen Ausspra-

che gestört hat, und man mag dann leicht den ursprünglichen Klang des bernischen Verfassers wiederherstellen – so zum Beispiel, wenn das Wort «allein» mit «gman» verbunden ist (Traum V. 29/31): Der ursprüngliche Reim war sicher «allein: gmein», und wir haben es also mit einem ostschweizerischen Abschreiber zu tun, dessen Mundart altes ai zu ā monophthongiert. Oder wenn «wunder» mit «besonder» zusammenklingen soll (Traum V. 159/161), kann die Aussprache des Dichters nur «bsunder» gewesen sein, entsprechend kann es bei «gwünn» und «sōn» nur altschweizerisch und gut manuelisch «gwünn: sün» geheissen haben (Traum V. 262/264) – der Schreiber hat also die ostmitteldeutsche oder wahrscheinlicher die in Teilen der östlichen Schweiz schon mundartlich geläufige Senkung von u zu o vor Nasal gekannt<sup>14</sup>. Ähnliches gilt für die bereits erwähnte, in der Handschrift verbreitete Verdumfung von langem ā zu ō. Wenn sie im Reim steht, wie etwa bei der Bindung «man» auf «thon», kann man sogleich wieder stadtbernisches «man: than [getan]» herausklingen hören, das hier zweifellos das Ursprüngliche ist. Anders freilich, wenn der Traumdichter «person» auf «thon» reimt (Traum V. 731/734) oder «verston» auf «darvon» (Traum V. 516/518), «thron» auf «gon» (Traum V. 426/428), wo es bernisch «person:than», «verstan: darvon», «thron:gan» lauten müsste. Derartiges gibt es in Manuels Dichtung kaum, und man mag hier einen fremden Verseschmied am Werk sehen<sup>15</sup>.

Wenn sich im «Traum» «tüffel» auf «zwyfel» reimt (Traum V. 18/20), so muss der Verfasser wohl die Lautung «tyfel» im Ohr gehabt haben. Parallelen für diese, besonders dem Baseldeutschen, aber auch dem Seeland damals vertraute «Entrundung» gibt es bei Manuel nicht nur in dem von uns ausgeklammerten «Totentanz»: «brüst: mist» (Str. 84), «disputieren:füeren» (Str. 5 u. Str. 20), «hört:ernert» (Str. 14), sondern auch etwa im «Barbali»: «ghört/glert» (V. 1217/18), «hören/verkehren» (V. 1473/74), «sind/fünd» (V. 808/9), «gestudiert/gfüert» (V. 1413/14); im «Ablasskrämer»: «died/mied» (V. 283/4) und noch öfters, später wieder beim Sohne Hans Rudolf Manuel. Aber das kann bloss literarische Tradition sein und braucht weder über unsern Dichter noch über den Abschreiber etwas auszusagen.

Schwieriger ist es – um nun nach positiven Zeugnissen zu suchen –, sprachliche Belege in unserm Werk zu finden, die *nur* der westschwei-

zerdeutschen, allenfalls der bernischen Rede angehören. Wir haben es versucht, an auffälligen Formbildungungen, wie z. B. im «Traum» bei einem «si luffent», Präteritalform zu «laufen», bei Ausdrücken wie «hodler» (ärmlicher Fuhrmann), «kolatzen» (frühstücken) und ähnlichen. Doch alles hat sich verflüchtigt, da es auch ausserhalb des bernischen Raumes zu belegen ist. Wenn es heisst, man hätte den Papst gesehen, «das klain büch umtriben» (herumwerfen, Traum V. 81), so ist die Wendung zwar heute bezeichnend für den Westen der alemannischen Schweiz<sup>16</sup>, während es östlich eher «schmisse[n], keje[n]» heisst. Doch erweist sich etwa das Wort «anke[n]» (Traum V. 416) für Butter keineswegs – wie man heute gern annimmt – als berndeutsches Eigengut, sondern war auch weit in die östliche Schweiz hinein gebräuchlich – Zwingli z. B. braucht es, ja es reicht dialektgeographisch auch noch nördlich weit über unsere Landesgrenzen ins Elsass und nach Baden hinein<sup>17</sup>. Das Suchen nach Ausdrücken, die ganz eindeutig für bernische Herkunft sprächen, ist uns leider misslungen.

Betrachten wir nun die auffälligen *Mittel dichterischen Ausdrucks* im «Traum», so finden wir zweifellos manches, was unmittelbar an Manuels sprachliche Formung gemahnt, freilich zugleich immer wieder auch an den allgemeinen Stil des Zeitschrifttums.

Auch da treffen wir – wie in Manuels ganzem Werk – eine Anzahl typisch schweizerdeutscher und fürs Berndeutsche besonders kennzeichnender *Diminutive*: «tüchly» (Traum V. 109), «hütlis» (Traum V. 115, 117), «kindli» (Traum V. 130), «schäffli» (Traum V. 658, 779), «bim liechtli bsehen» (Traum V. 567), auch hier wieder das in Manuels Werk mehrfach vorkommende «büchli» für das Evangelium (z. B. Traum V. 107 und «Barbali» V. 182, 1911 ...) wie das freundliche «völkly» (Traum V. 108, 292), dies übrigens auch im Fragment «Ain hüpsch fasnacht schimpf» (V. 14).

Temperamentvolle *Ausrufe und Verwünschungen* sind ebenfalls im «Traum» häufig: «o we, o we der grossen not» (Traum V. 146); «nain, nain, vast us, ich kenn dich» (Traum V. 390); «das[s] dich got schend alls pfaffen» (Traum V. 489); vgl. dazu etwa im «Barbali»: «dass dich gott als kuchisüdels straf!» (V. 925); «Du schantlicher verflüchter schang» (wohl = schläng; Traum V. 494) usw.

Weitere stilistische Formen, die wir in Manuels Schrifttum als kenn-

zeichnend aufweisen können, die aber auch bei Murner auffallen<sup>18</sup> und wieder fürs volkstümliche Schrifttum der Zeit kennzeichnend sind, wären *Doppelausdrücke* wie «jung und alt» (Traum V. 844), «spies[s] und tegen» (Traum V. 261), «list und fund» (Traum V. 400); alliterierend: «gift und gallen» (Traum V. 843); dreifach gereiht: «Lyb, er vnd güt» (Traum V. 157), «acker, holtz vnd feld» (Traum V. 236), «mord, i[a]mer, waffen» (Traum V. 483) ... Noch reicher gehäuft und ebenfalls aus Manuels unbestreitbarem Werk wohlvertraut: «verdampt, verflucht, ewiglich verloren» (Traum V. 545), «Hoffart, zorn, gyt vnd nyden» (V. 397), «allain trost, hail, hilf verhoffen» (V. 299), «Sin pott, sin leer vnd hailgen raet» (V. 344).

Solche Häufungen *intensivieren* die Aussage; sie sind aber auch ein Mittel, *Reichtum und Fülle* des Dargestellten anschaulich werden zu lassen. Dass bei Manuel gelegentlich Farbeindrücke gehäuft werden, darf man erwarten. Im «Traum» heisst's von dem hohen Geistlichen: «Jetz hat er vff ain roten hüt / Brait mit sydinen schnüren, / Jetz schwartz, den [n] grün, doch rych vnd güt...» (Traum V. 86–88). Man vergleiche dazu in «Papst und Christi Gegensatz»: «Der rot, der schwartz, der brun, der blaw, / Vnd etlich gantz schier eselgraw, / Der wiss vnd schwartz in agristen wis...» (V. 73 ff.).

In diesen stilistischen Zusammenhang mag man auch etwa die *Aufzählung* der päpstlichen Heerscharen im «Traum» sehen (V. 218–223), und eine Entsprechung fände sich bei der Schilderung des Aufmarschs der päpstlichen Reisigen am Schluss des grossen Fastnachtsspiels (Papst u. Priesterschaft V. 1388 ff.; 1794 ff.); ein anderes Beispiel für kumulierendes Reihen wäre die Aufzählung der päpstlichen Herrschaften (edb. V. 1478–1489).

Neben den auffälligen Häufungen finden sich auch die volkstümlichen *Verneinungen* hier im «Traum» wieder, bei denen Behauptungen durch Negation ihres Gegenteils auf nachdrückliche Weise dargetan werden, d.h. die sog. *Litotes*<sup>19</sup>: «Ich hat für war nit wol der wil» (V. 512). Dass ihm «die zyt dozmall nit vast kurz wer» (V. 493).

Mit «es ist nit ain wunder, ob mir erschint vil seltzamer trömmen» beginnt die Dichtung (V. 3/4), in Murners «Narrenbeschwörung» heisst es «Es ist kein wunder, dass...» (Narrenbeschwörung I, 49).

Die Tendenz, *Abstraktes* bildlich-konkret zu sagen, findet sich auch hier, freilich weniger ausgeprägt als im gesicherten Manuel-Werk:

Unmöglichkeit wird etwa so originell ausgedrückt: «als welt ich der sonnen schin mit minem mund abblasen» (Traum V. 814/815), das Nichts so: «Ich geb üch nit ein fliegen» (V. 449). (Das Barbali sagt «Ich gäb dir nit ein flügen zan / Beide umb den ablass und den ban» (Barbali V. 786/9); im «Ablasskrämer» findet sich «mier nit der katzen» (V. 107); vgl. heute «das ist für d’Katz»).

Viel weniger häufig verwendet der Verfasser des «Traums» jene bei Manuel zu beobachtenden sprichwörtlich geprägten *bildhaften Wendungen* aus dem bäuerlich-bürgerlichen Alltag, wie etwa doch einmal, wenn Petrus am Himmelstor abweisend sagt:

«ich darff nit gest [= bedarf] / ich han jetz krut gekochet» (Traum V. 537) (wohl «ich habe jetzt kein gastliches Mahl bereit»); später, das Bild wiederholend: «Ich hab dick im hafen kocht» (V. 742). Einmal sagt der Dichter noch, das ganze päpstliche Geschlecht mache «nit us rappen valchen» (V. 419), und kaum noch bildhaft ist die Wendung «zü han der eren krone» (V. 169).

Freilich dürften all diese stilistischen Beobachtungen für die persönliche Zuweisung an Manuel nicht allzuviel Zeugniskraft haben, weil sie – wie erwähnt – zum volkstümlichen Stil der Zeit gehören und fast durchwegs auch wieder bei Murner auffallen.

Mehr zu bezeugen vermöchten wohl einzelne charakteristische *Ausdrucksweisen und Wendungen*, die sich genau gleich auch in Manuels unbestrittenem Werk wiederfinden:

Bei der Ankunft des Papsts vor dem Höllentor bringt im «Traum» ein Unterhändler dem Lucifer die gute Nachricht mit den Worten: «O her, gend mir das botten brot» (V. 606). Im Totenfresser-Spiel ruft der Messer: «Her pfarrer, gend mir’s bottenbrot / Es ist ein vast richer meier tod...» (V. 13/14).

Nun ist allerdings die Wendung «das Botenbrot geben» für den Überbringer einer Nachricht keineswegs eine manuelische Erfindung, sondern – wie aus dem Schweizerdeutschen Wörterbuch (Idiotikon V, 977 ff.) erhellt – eine in älterer Zeit, ja bis in die Gegenwart hinein überaus verbreitete Ausdrucksweise.

Ähnlich beurteilt werden müssen die Wendungen vom *üblen Weiden*, ja *Auffressen ihrer Schäflein* durch die geistlichen Hirten, die wiederkehrende Bezeichnung des *Papstes als Antichrist, Endchrist*, verwünschende

Formulierungen wie die vom *hellischen Feuer*, auch das «*es ist alls erstunken und erlogen*», das hier die bösen alten Weiber, unmittelbar vorher aber im Bicoccalied der Dichter selbst ausspricht, wie auch der Fluch «*In tusend tüffel namen*» und manches Ähnliche. All das sind zwar Parallelen des Ausdrucks im «Traum» und in Manuels gesamtem Werk. Doch ein Blick auf die Literatur der damaligen Umgebung zeigt, dass die Wendungen gleichsam in der Luft lagen. Die Beteuerungsformel «*in tusend tüffel namen*» lässt sich zum Beispiel bei Murner mehr als ein halbes dutzendmal belegen, einmal sogar «*in hundert tusend tüfel...*» oder «*in aller tüfel namen*»<sup>20</sup>!

Der Anklänge gibt es noch viele. Die Wendung «*vergüt han*», eigentlich «*für guet ha[n]*»<sup>21</sup>, das heisst «etwas im Guten aufnehmen, zufrieden sein», verbindet den «Traum» ebenfalls mit unbestrittenen Manuel-Schriften: «*Die red wollt im nit gfallen / Er hatz lyden übel vergüt...*», nämlich der Papst (V. 589/590). Und einmal sagt dieser: «*Hand recht vergüt, ich kan's nit bas*» (V. 744). Manuels Bicoccalied schliesst mit dem Zuruf «*Heb iez vergüt vom Schwyzer...*» (Str. 25,1). «*Hand vergüt!*» sagt im Totentanz auch der Tod zum Patriarchen (Str. 12,4). Doch auch dieser Ausdruck ist wohl zu allgemein in der Sprache der Zeit verhaftet, als dass er uns eine gemeinsame Autorschaft aufzeigen könnte, wie die einschlägigen Belege im Schweizerdeutschen Wörterbuch zur Genüge dartun. «*Heb yetz vergüt...*», so schliesst zum Beispiel auch Sebastian Hofmeister seine «*Ernstliche Ermahnung*» an den Bischof von Konstanz 1522/23<sup>22</sup>.

Mehr Gewicht darf man vielleicht der sprachlichen Wendung und kriegerischen Vision zusprechen, die die begrabenen Schlachttoten in Erinnerung ruft; im «Traum» finden sich die Stellen: «*Und hette acker, holtz vnd feld / Mit Christen lütten gemistet / Es legint offt drühundert man / Im Feld in ainer grüben...*» (V. 236/239) und dann folgende: «*Vnd leg noch menger acker vol*» von Kämpfern, «*Die all in selben zyten / Werind erschlagen und erschossen*» (Traum V. 204/206). Wortwörtlich erscheint die letztere Wendung im grossen Spiel: «*Wann mir nit wär mit toten wol, / So läg nit mencher acker voll*» (Papst und Priesterschaft V. 111/2) von Kriegern, die durch mich «*sind erschlagen und erschossen*» – sagt der Kardinal!

Hier kann kaum ein Zufall walten, wie in andern Fällen.

Auf gleiche Linie zu stellen sind folgende Widerspiegelungen: Im «Traum» heisst es vom Papst (V. 266 ff.): «Dar zü hört er lieber gschützt [Geschütze] / Denn heilige empter singen. / Vnd wo das blüt gen himel sprützt, / Da ist er gütter dingen.»

Im grossen Spiel (Papst u. Priesterschaft V. 1790/1) sagt der Kardinal: «Ja, dass das blüt gen himel sprütz. / Von hertzen hör ich gern das gschütz...»

Bedenkenswert ist auch der Hinweis auf jene unflätige Stelle im «Traum», wo sich die beiden alten Weiber vor dem Papst mit ihren Ablasszetteln den Hintern fegen: «So wustind [–wüschtend] sy den hintern dran. / Das müst er selb an sehen...» (V. 506/507). Man vergleiche damit in «Papst und seine Priesterschaft»: «So spricht der pur: ich wüschi den ars dran, / An römischen ablass und ban allbed...» (Papst u. Priesterschaft V. 395/6), und im selben Stück nochmals: «Do ward ich ganz von zorn entrüst / Und han den ars an brief gewüst» – sagt der Pur Nickli Zettmist (ebd. V. 1160/61).

Die folgende «Ausdrucksgleichung» schien mir zunächst als besonders deutliches Pro-Argument für bernische und vielleicht auch manuelische Entstehung des Textes:

«Si tribent bed *gross belli* schier» (Traum V. 726) – nämlich der Papst und Luzifer. Im «Ablasskrämmer» sagt zum Schluss der Bettler, da man ihm das Geld anbietet: «Ich nim's an, wie der belli die knecht!» (V. 449).

Der meinen Vorgängern noch unklare Ausdruck *belli* ist die damalige Benennung des königlich-französischen Agenten Antoine de Bessey, Bailli de Dijon, den auch Anshelms Chronik (II. Seite 18/19) als rühriegen Werber für Reisläufer erwähnt. Er muss im französisch gesinnten Bern wohlbekannt gewesen sein. Die weitere Nachforschung, bei der mir Dr. Karl Wälchli vom Staatsarchiv geholfen hat, ergab, dass dieser Belli, Bäli in der ganzen Eidgenossenschaft berühmt-berüchtigt war, mehrfach in eidgenössischen Abschieden erwähnt wird und noch nach seinem Tode 1508 sprichwörtlich weiterlebte<sup>23</sup>. Man wird die von uns aufgezeigten Parallelstellen immerhin als Gewicht in die Waage legen für eine Autorschaft Manuels. Sie sind beweiskräftiger als die auffälligen stilistischen Ähnlichkeiten. Doch selbst wenn diese meist aus der damaligen Literatur und Volkssprache geschöpft wären, deren Bestand wir

nicht überblicken können, bevor die Computer-Erhebungen voll durchgeführt worden sind – die Behauptung Adolf Kaisers, dass nichts im «Traum» an Manuel erinnere, muss durch die Vielzahl der Übereinstimmungen doch wohl fraglich werden. Aber man wird eben einwenden können, dass Manuel die Dichtung «Ein seltsamer wunderschöner Traum» gekannt hat und dass sie auf ihn eingewirkt hat wie etwa Genzenbachs Spiel von den «Totenfressern» – dass aber damit keineswegs erwiesen ist, Manuel sei auch der Dichter!!

Vielleicht lässt sich aber die sprachliche Eigenart des «Traums» besser als mit auffälligen Wörtern und Wendungen, die sich auch sonst in Manuels Werk wiederfinden, aber immer zum Teil doch auch wieder anderswo vorkommen, durch bestimmte, *sich oft wiederholende Lieblingsausdrücke des Verfassers* kennzeichnen:

Dem Leser mag auffallen, dass unser «Traum»-Dichter so nachhaltig mit dem Leibhaftigen zu tun hat. Volle 13 mal hab' ich das Wort *tüffel* (auf 863 Versen) gefunden. Immerhin geistert auch in Manuels gesicherten Schriften der Teufel recht häufig herum, und der Franziskaner Murner ruft ihn ebenfalls gern herbei (in der «Narrenbeschwörung» allein zum Beispiel 15 mal), also wieder eine Zeiterscheinung!

Charakteristischer ist aber die Wiederholung des Ausdrucks «roter *hüt*» für den Kardinal, bzw. «*bekrönter hüt*» für den Papst – er zieht sich ein volles dutzendmal durch, geradezu wie ein Leitmotiv (V. 86, 115, 138, 179, 196, 250, 258, 368, 466, 542, 588, 608, 728). Diese Personifizierung ist aber wieder nicht die Erfindung unseres Verfassers; sie kommt auch weiterhin in der Zeiltliteratur vor, zum Beispiel bei Zwingli, ferner aber in Manuels grossem Spiel (Papst u. Priesterschaft V. 1045), wo der Rhodesier dem Papst vorwirft: «Dine roten hüet und bschorne rott / Hand blütig und roubwölfen zän!» und der Kardinal gesteht: «Dass ich so gern sach christenblüt / Darumb trag ich ein roten *hüt*» (ebd. V. 117/118). Jedoch nirgends finden wir eine ähnliche stereotype Wiederaufnahme des Ausdrucks!

Überaus häufig erklingt in unserem Epos das Wort *Person*, mit dem die wechselnden Erscheinungen ein wenig eintönig zu identifizieren gesucht werden, zum Beispiel «demnach sach ich die selben person...» (Traum V. 78); ein paar Verszeilen später: «So glichet er doch niemand bas / Den[n] eben des bapsts personen» (V. 96/97), ferner V. 167, 732 und

---

weiterhin. «Person» ist offenbar ein Lieblingswort unseres Dichters, das sporadisch immerhin zwei Mal auch im Gesamtwerk Manuels, doch auch darüber hinaus wieder zu finden ist<sup>24</sup>.

Mit ausgefallenen oder gar künstlichen Eigenwörtern, die sonst überhaupt nicht zu belegen wären, ist natürlich bei einem so volkstümlichen Dichter der Zeit ohnehin nicht zu rechnen.

Zu den auffallenden wiederkehrenden Ausdrücken, die dem «Traum» eigen sind, gehört auch das Wort «*anschlag*» im Sinne von «Absicht, [arglistiger] Vorsatz, Plan»: «Das[s] im sin anschlag grat mit gwün...» (V. 25), «Er het mit sinem anschlag thon / Das[s] sy vñ all ir güthi / so ellenklichen koñen weren...» (V. 117ff.) usw. Achtmal tönen dem Leser diese «Anschläge» in den Ohren.

Zu diesen «Wiederkehrern» im «Traum» gehört vor allem auch das Reimwort «*man[n]*»: «nit rüwen kan... / ein höltze man» (V. 9/11), «dem gemainen man... / mit fröden an» (V. 50/52), «drühundert man / ... vnd sahent in an» (V. 238/240) usw. Einmal finde ich einen genau entsprechenden Reim bei Manuel: im «Traum» heisst es «Tüt es deñ *ain ainig man* [= einziger Mann] / So glycht er sich dem tüffel...» (V. 19/20); in Manuels Lied von Ecks und Fabers Badenfahrt «Dass da sölt *ein einig man*, / ein schwin mit siben färlin dran / gewinnen mit sim leren» (Ecks Badenfahrt Str. 2, 4). Doch das mag Zufall sein. Was zählt, ist wieder die fast monotone Wiederholung desselben Klangs im «Traum» im 13fältigen Echo! (V. 11, 19, 50, 59, 110, 114, 162, 238, 382, 474, 509, 630, 638).

Wir halten fest, dass vielleicht weniger der eigenartige einzelne Ausdruck für den Verfasser des «Traums» charakteristisch ist, als vielmehr die oft zutage tretende, wenig künstlerische Abwandlung desselben Ausdrucks, – eine Lässigkeit, die in Manuels gesichertem Werk kaum nachgewiesen werden kann.

Nicht wenig Bedenken gegenüber der Autorschaft Manuels erweckt nun aber die *metrische Form* unseres Traumgedichts. Sie ist in Manuels Werk sonst nicht nachweisbar! Es handelt sich da um nichtstrophisch geordnete Vierzeilergruppen mit dem Kreuzreim *a b a b*, und sie enden oft mit einem syntaktischen Sprung über den Gruppenschluss<sup>25</sup>, zum Beispiel durch einen Folgesatz: «Es wer wol zü betrachten, / Er wisste vff ertrich gantz kain man, / Den er dar für kund achten, / *Das[s] er ir nutz* als wol möcht sind...» (V. 629ff.).

Gekreuzte Reime hat Manuel nur in seinem strophischen Bicoccalied, bei dem ihm aber eine Rahmenform vorgegeben war. Die Spiele und gebundenen Gespräche kennen bloss den paarweisen Reim mit dem vierhebigen Knittelvers, doch – wie sich leicht zeigen lässt – einem Knittel mit freister Silbenführung, mit ausholenden Auftakten und einer Versspannweite von bis zu 14 Silben<sup>26</sup>.

Im «Traum» aber haben wir – wenn auch mit Störungen – ein ganz anderes metrisches Prinzip. Allen Betrachtern ist aufgefallen, dass es sich um einen viel glattern jambischen Taktschritt von abwechselnd 4 und 3–5 Versfüssen handelt, um einen regelmässigen Bau, der sich eben sonst bei Manuel nicht findet<sup>27</sup>. Der «Traum»-Dichter hat offenbar, der damaligen Hochdichtung folgend, die Silben gezählt und als Normalfall den Wechsel zwischen Reimzeile a mit acht Silben und stumpfem Ausgang und Zeile b siebensilbig mit klingendem Schluss gewählt, was dann eben so tönt: «Das[s] ich davor nit rüwen kan. / Ich müsz darin betrachten; / Nun wer doch der ein höltzen man, / Der sin nit thette achten...» (V. 9–12).

Das ist ein ganz fremdartig gepflegter Klang gegenüber der kräftigrauen Ausdrucksweise, die wir von Manuel gewohnt sind. Aus den Korrekturen in der Reinschrift des Ablasskrämers erkennen wir schliesslich, wie Manuel sich erst um 1525 mit dem Zählen von Silben abzugeben beginnt. Allerdings ist sein Dichten auch dann noch nicht von der Silbenstecherei diktiert. Er sucht nun – übrigens nicht immer mit Erfolg – danach, seine frei gestalteten Verszeilen bloss unter sich in der Silbenzahl auszugleichen, das heisst, jedes Reimpaar sollte wenigstens für sich eine gleiche Silbenfolge aufweisen. Dieses späte, offenbar auf die Zeitmode hin ausgerichtete Bessern, das der Dichter dann im «Barbali» schon nicht mehr befolgt, ist aber noch weit entfernt von dem viel stärker gebundenen Prinzip des angeblichen «Traum»-Frühwerks.

Man hat die Diskrepanz damit zu erklären versucht, dass man sie dem Abschreiber mit einem andern Formgefühl zuwies. Sicher lässt sich beobachten, dass auch im Hinblick auf die uns im Druck überlieferten Fastnachtsspieltexte der Kopist der Hamburger Handschrift «unverkennbar die Tendenz, Manuels oft recht holperige Verse zu glätten» zeigt – was übrigens schon der erste Bearbeiter und Herausgeber des Hamburger Manuscripts, Fritz Burg, feststellte<sup>28</sup>. Indes bleibt doch sehr

---

fraglich, ob es sich über ein *ganzes* Werk hin bloss um eine «glättende Umarbeitung» einer ursprünglichen Fassung des eigentlichen Dichters handeln kann<sup>29</sup>; es gibt dafür jedenfalls keine konkreten Anhaltpunkte.

Neue Fragen tauchen auf, wenn wir schliesslich auch *Gesamtform, Motive und Gehalt* der «Traum»-Dichtung näher betrachten. Selbstverständlich ist die von einem *Rahmen* umschlossene Erzählform schon literarisches Traditionsgut, findet sich aber nicht wieder in Manuels Werk. Doch auch das eingerahmte Motiv eines *Traums* ist keineswegs hier eine erste Erfindung; es ist vielmehr als Topos längst ausgebildet und auch im deutschen Schrifttum seit althochdeutscher Zeit bekannt<sup>30</sup>. Doch sind die meisten dieser Traum-Dichtungen Erinnerungen an Geschehnisse in alter Zeit oder – häufiger – Zukunftsvisionen. Das Eigenartige in unserm «wunderschönen Traum» dürfte darin liegen, dass er Ereignisse der Gegenwart höchst lebendig vor das Auge des Lesers stellt<sup>31</sup>. Ein unmittelbares zeitgenössisches Vorbild ist mir nicht bekannt. Doch auch was im «Traum» vorfällt, ist teilweise Übernahme aus vorgeprägter Literatur. Ich greife die besonders eindrückliche Szene vom Erscheinen des gestorbenen *Papsts vor der Himmelstüre* heraus. Die Ankunft eines Irdischen an der Pforte zur Seligkeit und die Unterredung mit dem Torhüter Petrus ist längst schon verschiedenartig abgewandelt worden<sup>32</sup>. Grundlage für unsere Konzeption ist zweifellos der *Julius dialogus*, das heisst das «*Libellum de obitu Julii P. M.*» (= *pontificis maximi*). Dies lateinische Werk wurde früher Hutten zugeschrieben<sup>33</sup>. Es ist eine scharfe Satire auf den 1513 gestorbenen kriegerischen Papst Julius II. und vielleicht unmittelbar danach konzipiert, wahrscheinlicher aber erst 1517<sup>34</sup>. Von ihr gibt es – wie wir noch hören werden – eine deutsche Übersetzung.

Dieser Pseudo-Hutten-Dialog, der übrigens auch auf andere Werke bis in die zweite Jahrhunderthälfte nachwirkte<sup>35</sup>, hat folgenden Inhalt:

Der verstorbene Papst versucht vergeblich, die Himmelstüre zu öffnen. Denn er führt den Schlüssel zum Geldkasten, den himmlischen hat er verloren. Petrus sieht zunächst ein befremdliches Schauspiel vor sich, erkennt dann aber den Papst Julius, «den Heiden», am Monogramm P. M., das er als «*pestem maximum*» auflöst<sup>36</sup>. Der Kirchherr verlangt, dass Petrus ihn und auch seine mit Ablass ausgestatteten Krieger nun endlich einlasse und bedroht ihn zuletzt mit dem Bann. Auf die Frage

nach den Verdiensten des Papsts weist dieser Bibelkenntnis und Gebet als unnützes Zeug ab und röhmt sich eingehend seiner vielen Kriege. Petrus aber schickt den verweltlichten Kirchenfürsten samt Gefolge weg und empfiehlt ihm, ein eigenes Paradies zu bauen. Der Papst droht nun, er werde bald mit 60000 Seelen gefallener Krieger ankommen und mit diesen dann den Himmel stürmen!

Der Dichter des «Traums» hat sich von dem Motiv anregen lassen, jedoch die Szene vor der Himmelspforte sehr eigenwillig ausgearbeitet. Bei ihm beginnt der angekommene Papst arrogant mit der Forderung nach Einlass. Petrus erkennt ihn, lässt ihn «ussen bliben» und liest ihm die Leviten. Würde er eingelassen, so würde er Gott selbst vom Thron treiben. Dann kommt die grosse Schar von «gemeinem Volk» mit päpstlichem Brief und Siegel und verlangt vergeblich Einlass, aber Petrus schickt sie damit zum Teufel.

Nun erst ergreift der Papst seine zwei Schlüssel. Doch sie passen nicht, und er erkennt, dass sie zum Höllentor gehören. Jetzt muss er noch – ein drastisch volkstümliches Motiv – zusehen, wie sich zwei alte Weiber mit den Ablassbriefen den Hintern fegen und den Papst sehr wortreich als Teufel verfluchen.

Ganz neu dazu erfunden hat nun der «Traum»-Dichter die Fahrt zur Hölle, mit dem Monolog des Papsts, wo er seine Verlorenheit erkennt, aber auch Petrus verdächtigt, dass er «nit glasluter» gewesen sei (V. 542 ff.). Farbenreich und voll Ironie ist der Empfang des Papsts am Höllentor, das allgemeine Willkomm, dann der Wunsch Luzifers, der Papst möge auf die Erde zurückkehren und im alten Sinne weiterwirken. Dieser aber ersucht für sich und die Seinen um eine freudenreiche Bleibe im höllischen Getümmel.

Was ergibt sich aus dem Hinweis auf dies zweifellos übernommene Motiv von der «Himmelstürhandlung»?

Schon Burg hat auf «beachtenswerte Anklänge» an diese Traumhandlung hingewiesen, die in den Bemerkungen liegen, «welche Anshelm in seiner Berner Chronik zum Tode des Papstes Julius II., des Papstes Leo X. und des Cardinals Matthäus Schinner macht»<sup>37</sup>. Sie könnten wohl erweisen, dass Anshelm das offenbar nie publizierte Dichtwerk gekannt hat und dass es zumindest im Umkreis von Bern entstanden ist<sup>38</sup>.

Und vielleicht doch aus Manuels Feder? Wenn Manuel der «Traum»-Dichter wäre und seine Motive einem gedruckten Text entnommen hätte, so dürfte er wohl kaum den erwähnten humanistisch-lateinischen «*Julius dialogus*» von 1513 (eventuell 1517) ausgeschöpft haben, da unser Malerdichter zweifellos wenig, wenn nicht überhaupt kein Latein verstand. Wir müssten annehmen, dass er jene deutsche Übersetzung benutzt hätte, von der eines der wenigen erhaltenen Exemplare unsere Stadtbibliothek bewahrt – leider nicht in ihrem ältesten Bestand, sondern als erst etwa im letzten Jahrhundert zugewachsenes Stück<sup>39</sup>. Das Büchlein trägt den Titel «Von dem gewalt und haupt der Kirchen, ein gesprech zwischen dem heiligen S. Peter und dem allerheiligsten Bapst Julio, des namens dem anderen, und seins Genij, das ist seins Engels, kurzweilig zu lesen». Wir kennen den ortsfremden Übersetzer nicht und leider auch nicht das genaue Datum des Drucks. Strickler setzt ihn auf 1521, Frida Humbel mit mehr Recht auf die Zeit zwischen 1522 und 1524, andere, wohl kaum mit Recht, erst in die Jahrhundertmitte an. Er lässt sich vielleicht noch ein wenig genauer fixieren. Die Möglichkeit einer Zeitangabe vermittelt nämlich eine gedruckte Marginalie, mit der bereits auf den Papst Hadrian hingewiesen wird, der auf dem Reichstag zu Nürnberg Versprechungen für eine christliche Führung seines hohen Amtes durch seinen Legaten habe machen lassen<sup>40</sup>. Nun gab es damals zwei aufeinanderfolgende Reichstage zu Nürnberg, einen im März 1522, den zweiten im Winter 1522/23. Beim letzteren hat am 3. Januar 1523 der päpstliche Nuntius eingegriffen<sup>41</sup>. Die deutsche Übersetzung müsste also *nach* diesem Datum herausgekommen sein und sicher *vor* dem unerwarteten Tod des neuen Kirchenherrn schon am 14. September 1523, das heisst also im Frühling oder Sommer des Jahres 1523.

Eine so späte Begegnung mit dem verdeutschten Julius-Dialog wäre für Manuel und sein Werk kaum möglich. Sein Traumgedicht würde damit in die Zeit *nach* den Fastnachtsspielen fallen, die doch bereits eine andere reformatorische Gesinnung zeigen. Die bisherige Einfügung des Gedichts zwischen das Bicoccalied 1522 und die im Frühling 1523 aufgeführten Fastnachtsspiele ist werkbiographisch viel sinnvoller. Diese Datierung zwischen dem Tod Leos X. am 21. Dezember 1521 und der Inthronisierung Hadrians VI. im August 1522 wird auch gestützt durch die Beobachtung, dass im «Traum» noch nicht von dem Nachfolger des

abgeschiedenen Kirchenherren auf dem päpstlichen Stuhl die Rede ist<sup>42</sup>. Wenn nun aber die Dichtung im Frühling 1522 entstanden ist<sup>43</sup>, müsste man also wohl an die Autorschaft eines humanistisch-Gebildeten denken, der aus dem lateinischen Text schöpfen konnte.

Nun bleibt aber doch noch eine Möglichkeit, die Person Manuels mit diesem Dialog vom posthumen Schicksal Leos X. zu verbinden: der Berner könnte die Fabel einfach durch mündliche Tradition, vielleicht durch humanistische Freunde, kennengelernt haben. Tatsächlich ist es ja so, dass im «Traum» nur das Handlungsgerüst übernommen worden ist, das Ganze aber sehr frei zurecht- und weitergedichtet wurde!

Fest steht in jedem Fall, dass der «Traum»-Dichter hier ein eindrückliches, längst vorgeprägtes Motiv übernommen hat, und fremde Motivanklänge könnten nun in seinem Werk auch weiterhin aufgewiesen werden.

Das wäre allerdings kein Argument gegen die Verfasserschaft Niklaus Manuels; denn es ist keineswegs so, – wie es noch Jakob Baechtold darstellte: «In bezug auf die Erfindung steht er [Manuel] fast überall originell da<sup>44</sup>.» Im Gegenteil, gerade in den Grundmotiven zeigt sich der Berner «fast überall» abhängig von Vorgefundem, das er dann freilich recht eigenwillig und mit persönlichen Einfällen umgestaltet. Man denke an den Kern des grossen Fastnachtsspiels, den er den «Totenfressern» von Gengenbach entnommen hat, an das «Barbali», das ein Kapitel von Eberhard von Günzbergs «15 Bundtgenossen» dialogisch entfaltet, an das Spiel von «Papsts und Christi Gegensatz», das eine zeitgenössische Bildvision, vielleicht Cranachs «Passional Christi und Antichristi», dramatisiert. Auch dem «Ablasskrämer» wie dem «Testament der Messe» gehen schon vorgeformte Darstellungen voraus<sup>45</sup>, und im «Totentanz» hat sich Manuel selbstverständlich auch auf tradiertes Bild- und Versgut gestützt. Der Kunsthistoriker weist ebenfalls auf diese Eigenart Manuels im Übernehmen als Maler, auf Assimilation etwa von Motiven aus Dürrers Holzschnitten hin. Lucie Stumm stellte fest: «Seiner Veranlagung nach war Manuel allen fremden Einflüssen leicht zugänglich; er nahm jederzeit das ihm Zusagende gerne auf, um es geschickt in seine eigene Denk- und Ausdrucksweise zu übertragen<sup>46</sup>.»

Freilich kann man dazu sagen, dass solches Weiterverwenden von literarischen und künstlerischen Gestaltungen in der damaligen Zeit all-

---

gemein üblich war und keineswegs etwa den Ruch des Plagiats hatte wie in unserer auf persönliche Originalität eingestellten Epoche. Und Manuel kam es – wenigstens in seinen Schriften – eigentlich nur auf die Idee, nicht auf die Einkleidung an, und er suchte allein nach dem Mittel der intensivsten Wirkung.

Man hat auch in der himmlischen Vision des Dichters am Schluss des «Traums» eine Wiederaufnahme von bildhaft Vorgeprägtem sehen wollen. Das Wunder des geöffneten Himmels mit der thronenden Maria erlebt nicht nur der von Manuel schon um 1515 gemalte Lukas vor seiner Staffelei – hier freilich ist Maria wie im «Traum» in «unfassbare» Ferne entrückt –<sup>47</sup> sondern auch auf andern Darstellungen der Zeit ist diese himmlische Schau zu finden<sup>48</sup>.

Nun aber ist gerade diese visionäre Marienerscheinung zum Zeugnis gestempelt worden, dass Manuel, der werdende Reformationskämpfer, unsern «Traum» nicht gedichtet haben konnte. Adolf Kaiser hält es für «durchaus undenkbar», und er verweist darauf, dass in den gesicherten Werken Manuels Maria nur als die sündenreiche Mutter Christi geschildert werde, die mit den Bauern auf derselben Gesellschaftsstufe stehe<sup>49</sup>, nicht als «Himmelskönigin». Im Spiel vom «Papst und seiner Priesterschaft» sagt ein Bauer, bekanntlich in Anspielung auf ein aufsehenerregendes Berner Zeitereignis um Anshelms Frau, zu dem Carmeliter, der sich «unser frouwen brüder» nennt: «du hast ein riche schwester» (Papst u. Priesterschaft V. 448). Der Ammann von Marschwil freut sich, dass Gottes Sohn zuerst den armen Hirten verkündet worden ist, «bsunder uns puren und schlechten [= einfachen] leien» und «dass er Joseph selb fürher zoch / Und wott sin reiniste müter han / Vermehlet mit Joseph, dem zimberman...» (ebd. V. 1345–47). Im «Ablasskrämer» nennt er sie auch einfach Christi «reiniste müter» (Papst u. Priesterschaft V. 38); im Lied von «Ecks und Fabers Badenfahrt» nacheinander «sin müter rein» (Str. 11 V. 7) und «die wirdig müter gotts» (ebd. Str. 12 V. 7). Nur so hat freilich auch Zwingli in seiner Marienpredigt «von der ewig reinen Magt Maria, der Müter Jesu Christi» vom Jahr 1522<sup>50</sup> die Jungfrau und Mutter gesehen und sie vor allem als Vorbild christlicher Leidensfähigkeit gepriesen, aber festgehalten, dass das Heil allein von ihrem Sohne Christus herkomme. Am Dogma der Jungfräulichkeit hat er noch festgehalten, und noch 1571 wurde etwa von der bündnerischen Synode ein

Prädikant Möhr von Chur ausgeschlossen, weil er die Jungfräulichkeit Marias leugnete<sup>51</sup>. Die Marienverehrung liess sich in der Reformation allgemein nur langsam überwinden. Noch um 1521 zeichnete Manuel zwei zarte Bilder mit Maria und dem Kind, das spätere schon ohne Strahlenkranz oder Heiligschein<sup>52</sup>.

Dennoch kann die Vision als «Himmelskönigin» meines Erachtens kein Grund sein, Manuel als Dichter des «Traums» auszuschliessen und das Werk mit Kaiser<sup>53</sup> einem «Katholiken» zuzusprechen, «der wie viele Katholiken vor der Reformation schon Anstoss an der päpstlichen Misswirtschaft nahm und diesem Abscheu durch ein solches Pamphlet Ausdruck gab». Bedenkenswerter ist es, wenn unser Dichter noch ein «Metty klenken» (ein zur Messe Läuten) hört (Traum V. 36), ohne daran Anstoss zu nehmen, oder wenn er sagt, dem Papst würde ein Messgewand und ein Bibelbuch besser stehen als die Kriegsherrlichkeit (V. 209/210), oder wenn er dem Papst vorwirft, er höre «lieber gschützt / Denn hailige empter singen» (V. 266/7) und sogar meint, es sässe mancher nicht «in söllicher pin / wenn er mess het glesen» (V. 634/5).

Wie weit Manuel im einzelnen schon den Standpunkt seiner späteren reformatorischen Überzeugung im Jahr 1522 erreicht haben kann, wissen wir nicht. Dass der «Traum»-Dichter aber seinen Kampf gegen die päpstliche Politik und für eine evangelische Erneuerung begonnen hat, wird allein erhärtet durch die Bedeutung, die er dem erhellenden kleinen Büchlein zumisst, das der Papst zugunsten seines grossen Buchs, offenbar der kirchlichen Dekretalien, unterdrücken will<sup>54</sup>. Die beginnende neue religiöse Überzeugung wird wohl auch dadurch erwiesen, dass nirgends mehr ein Heiliger angerufen wird, der Verfasser zuletzt aber Christus als Erlöser, den «besten Hirten» um Hilfe anfleht (Tr. V. 858 ff.), was mit den abschliessenden Worten des Dr. Lüpold Schüchtnit am Schluss des ersten grossen Spiels wieder auffällig übereinstimmt.

Trotz allem *bleiben* Bedenken dagegen bestehen, dass Manuel der Schöpfer dieses kleinen Epos vom «seltsamen wunderschönen Traum» ist. Zu dem, was schon zweifelnd über Sprache und Metrum gesagt werden musste, ist hier noch einiges im Blick auf *Gedankenführung und Gehalt des Ganzen* festzuhalten:

Durchwegs im gesicherten Schrifttum des Dichters spiegelt sich Manuels Wesen in der herben, knappen und einmalig einprägsamen For-

mulierung – schon in den ihm eigenen Versen zum vorangehenden Totentanz und wieder in den kraftvollen Strophen des Bicoccaliedes. Hier, im «Traum», herrscht aber gelegentlich eine höchst unklare und oft allzu breite Schilderung der Geschehnisse. Es gibt da geradezu unverständliche Stellen, bei denen kaum zu sagen ist, ob sie bloss verderbt oder schon von Anfang an dunkel sind<sup>55</sup>.

Bezeichnend für den «Traum»-Dichter sind aber vor allem langweilige Wiederholungen, nicht nur die vielleicht noch als Ausdrucksmittel aufgewiesenen Wiederaufnahmen desselben Wortes (person, roter hüt, man, anschlag ...), sondern auch langatmige *Sinnwiederholungen*: Zweimal sagt Petrus innert 20 Versen, der Papst wolle Gott vom Thron vertreiben (Traum V. 400/01 u. V. 426), das auffällige «rumorisch» kommt zweimal hintereinander vor (V. 245 u. V. 255). Immer wieder betont der Dichter mit einer wenig manuelischen Umständlichkeit, dass es ihm an der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit fehle; nicht bloss, dass er die Wonnen des Himmels nicht beschreiben könne: «Das selb ist onmuglich mir / Drum lon ichs vnderwegen / und schrib nit ain wort daruon / Ich künds nit zworten bringen» (V. 98–801), und darauf «Es wurd mir glich als müglich sin / ... / Als welt ich der sonnen schin / Mit minem mund abblasen... /» (Traum V. 812–815). Dieselbe Versicherung klingt aber immer wieder auf: «Es künds kain mensch vs sprechen», nämlich das Traumgeschehen (V. 105), «Vnd er thet als ain grosse red / die ich nit wiszte vszzesprechen» (V. 322/3). Entzagend übrigens auch auf das sprachliche Aufnehmen: «Do mocht ich nit recht wol verston / Was sine [des Papsts] schäffli iahend ...» (V. 778/9), «Das [s] ich kain wort me kund verston» (vom Gezänk der alten Weiber) (V. 516).

Es gibt gelegentlich recht protokollarisch-umständlich anmutende Stellen wie zum Beispiel die Bemerkung «Hie mit wil ich auffs kürzest das / Mit diser glychnusz bschliessen...» (V. 76/77), das heisst seinen Vergleich Papst: Teufel abschliessen. Oder der Verfasser verweist nach Art des Gelehrten auf «Obenstehendes»: «Wie ich zum tail han gschriben» (V. 785). Unpoestisch besorgt mutet die Wendung an, die vielleicht nun auch für meinen Vortrag gilt: «Da mit ich jetz zü end müg kon / Ich möcht sust übertriben» d.h. zu weit ausholen (V. 818/819).

Eher einem Geistlichen als einem reisigen Dichter entsprungen scheinen mir die ein wenig langatmigen «Predigten», die Gott den sündigen

Menschen hält (V. 294–321), wobei der Dichter dann noch vermerkt: «Die mainung was von got dar thon / Mit vil lengeren Wortten...» (V. 358/9)<sup>56</sup>, im selben Stil gibt sich, wenn auch mit kürzeren Worten, was Petrus vorträgt (V. 445–465).

Weitschweifig mit zahlreichen Wiederholungen<sup>57</sup> wirkt ferner das, was unter der Signatur «6. p.» über das Los der jungen Frauen lamentierend geschildert wird (V. 150–189).

Was übrigens diese *Kapiteleinteilung* mit einer Zahl und dem folgenden Buchstaben p betrifft: Burg deutet das p als Abkürzung für «periodus» oder «punktum» und stellt fest, dass diese Vermerke «zweifellos aus dem Autograph des Dichters, nicht erst von einem Kopisten» stammten<sup>58</sup>. Dann halte ich diese aufs Latein abgestützten Einteilungsbezeichnungen für ganz «unmanuelisch» und viel eher für die Intention eines humanistisch gebildeten, eben vielleicht geistlichen Verfassers.

Wenn wir aber tiefer in *Gehalt der Dichtung* und *Haltung des Dichters* hineinblicken, mag uns noch anderes als befremdlich entgegentreten. Zeitlebens hat Manuel sich mit dem von Zwingli bekämpften Pensionenwesen abgefunden. Passt darauf der Vorwurf gegen alle, «die allain um̄ geld dem friden widerstrebend»? (Traum V. 272/3). Überhaupt spürt man vom trotzigen Krieger, der doch diese Weltzusammenhänge träumt, bei all der angriffigen Tendenz gegen das Papsttum, wenig. Auch das Volkstümlich-Humorvolle, das sonst bei Manuel in den vielen Alltagsmetaphern oder in sprichwörtlichen Wendungen hervortritt, fehlt hier fast ganz. Es fehlen aber auch ganz die für Manuels Werk sonst so bezeichnenden persönlichen und örtlichen Anspielungen, die ihm lebendige Nähe und Aktualität sichern. Die Dichtung wird von einer seltsam distanzierten Haltung und besonders gegen den Schluss hin gar wehmütigen Stimmung beherrscht.

Zur Distanz des Dichters: Von Manuels sonstiger angriffig-realistischer, unmittelbarer Darstellung her gesehen, berührt es eigenartig, dass der beunruhigte Verfasser den unseligen Weltlauf so intellektuell überschauen muss: «Das[s] ich daruor nit rüwen kan / Ich müsz darin *betrachten*» (Traum V. 9/10). Der erste Periodus beginnt mit den bezeichnenden Ausdrücken: «In dem vnd ich das *betracht* / Vnd lag in denen *denken*...» (V. 33/34). «Daby *gedacht* ich mengerlay», heisst es später wieder (V. 166). So besinnlich tritt uns Manuel sonst nirgends entgegen! Und

wie verträgt sich gegenüber Manuels uns sonst bekannter sehr realer, werktäglicher Einstellung, bei der sich die Umrisse scharf abzeichnen, überhaupt die Anschauung vom traumhaften Wechsel, nebelhaften Wandel der Gestalten?: «zum dickern [öftern] Mal» war die Person, «in anderer gestalt» / Als sich die «tröm verkerend / Jetz was er iung, deñ was er alt...» (V. 83–85), «Des troms verkerung was on zall...» (V. 104).

Es bricht nun aber eben auch an verschiedenen Stellen eine *Gefühlsoffenheit* aus, die uns aus Manuels schriftstellerischem Werk unbekannt ist, die aber in den stimmungsvollen Landschaften seiner Malerei vielleicht ein Pendant hat. Ich denke im «Traum» vor allem wieder an die süsse Himmels- und Marienvision, aber auch an die weinerlichen Klagen der Kriegsopfer. Der Kunsthistoriker von Mandach scheint von diesem fremden Klang etwas gespürt zu haben, wenn er – vielleicht nicht ganz eindeutig – feststellt: «Die Form ist [im ‹Traum›] für Manuel zu weichlich<sup>59</sup>.» Man hat diese wehmütige Stimmung und doch etwas «larmoyante» Haltung auf Manuels noch im Spätmittelalter verhafteten Seelenanteil zurück geführt, seine weltentsagende Frömmigkeit, die ihn hier schliesslich zum Diesseitsverächter werden lässt: «... ist mir die welt entfallen / Denn hie ist es alles vermist [vermischt] / Mit bitter gifft vnd gallen...» (Traum V. 840–844), gar auf eine Verbindung mit der Mystik der «devotio moderna» zurückführen wollen<sup>60</sup>. Wie reimt sich das aber zu seinem von Lebenskraft strotzenden, kurz zuvor nach der Schlacht verfassten «Bicoccalied» und zu der darauf in den Fastnachtspielen – wie im übrigen Werk – bezeugten kämpferisch evangelischen Gesinnung mit der ganzen diesseitigen Aktivität?

Und schliesslich: *wie stellt sich der Dichter selbst dar* in diesem Traumgedicht? Da sieht er etwa die sich dauernd verwandelnde Gestalt plötzlich erschreckt in einem Hut «mit zwayen spitzen, / Das [s] ich armer junger gouch / mir selber müst entsitzen...» (V. 91–93), das heisst, dass mich armer jungen Toren Entsetzen packte. Und dann heisst es wieder: es ist mir unmöglich, das Wunder zu beschreiben – «mir armen müllers hassen» (V. 812–813).

Wohin ist da der dem Tod trotzende Mensch versunken, der im «Totentanz» seinem Vernichter unerschrocken entgegentritt und als Krieger dem Feind sein übermütig-stolzes «Dennoch» zuwirft? An eine so plötzliche sogenannte «Bekehrung» ist nicht leicht zu denken, da eben auch

die folgenden Werke nichts von dieser persönlichen Demut und Weltverachtung aufweisen, im Gegenteil darin das werktätig-gottgefällige Dasein gepiresen wird. Manuels Entwicklung zum Reformationskämpfer muss eine mähliche Wandlung gewesen sein und kaum ein weiches Erlebnis, sondern ein von Anfang an mit sozialpolitischer Tatkraft verbundenes Hineinwachsen<sup>61</sup>. Es ist vielleicht auch nicht von ungefähr, dass die Traumdichtung – im Gegensatz zu den Spielen – nicht mit dem Kennwort «schwytzerdegen» schliesst, das Manuels Autorschaft sicher bezeugt.

Versuchen wir zu einem *Ergebnis* zu gelangen:

Die Frage nach dem Verfasser des «Traums» ist ausserordentlich schwierig und bei dem Hin und Her der Argumente, das nicht bloss durch die schlechte Überlieferung verursacht wird, kaum sicher zu beantworten. Es gibt Kennzeichen, die Manuel als Dichter zu erweisen scheinen, ich zähle hier auch die freie Phantasie und die streckenweise äusserst lebendige Darstellung dazu. Es gibt aber auch Erscheinungen im Werk, die Manuel als Dichter auszuschliessen scheinen. Man kann sich kaum vorstellen, dass alles «Nicht-Manuelische» auf Kosten eines Umarbeiters und Abschreibers gehen kann. Dabei dürfte die düstere «Weltinstellung» des Ganzen das Bedenkenswerteste sein.

Wenn nun mitjenem «Traum», den Manuel im Sommer 1529 zusammen mit zweifellos von ihm stammenden «Schimpfschriften» von Zwingli zurückverlangt, unser Traumgedicht gemeint ist, braucht es eben nicht unbedingt sein eigenes Werk zu sein, wie ja auch das zugleich angeforderte «korgricht», sollte es mit dem «Elsli-Spiel» identisch sein, nur als Beilage von anderer Hand angesprochen werden kann. Dass unser kleines «Traum-Epos» aber eine Schöpfung aus Manuels westschweizerdeutscher Umgebung ist, scheint mir doch bei allen fremden Einschlägen wahrscheinlich.

Wer anders aber könnte der Verfasser einer so eindrücklichen Dichtung hier gewesen sein? Mit dieser offenen Frage muss ich – letztlich ohne konkretes Ergebnis – schliessen und kann nur beifügen, dass uns auch die meisten Autoren der zum Teil sprachlich gewandten Flugschriften dieser Jahre noch immer verhüllt sind und dass es anderseits auch ältere Dichter gibt, die uns nur ein einziges bedeutendes Werk hinterlassen haben, wie zum Beispiel jener Johannes von Saaz in seinem

«Ackermann aus Böhmen» (um 1400) oder unser als Persönlichkeit noch nicht eindeutig fassbarer Heinrich Wittenwiler mit seinem «Ring».

Für mich habe ich vorläufig den Entschluss gefasst, in der von mir geplanten Manuel-Neuedition, die ich ursprünglich mit diesem spätaufgefundenen Werk erstmalig zu bereichern hoffte, den «Traum» nur als ein in seiner uns unbekannten Urfassung vielleicht Manuel angehöriges Werk zu betrachten und ihn zusammen mit dem «Elsli Tragdenkna-ben», aus denen beiden hie und da Manuels Geist aufzublitzten scheint, vorläufig unter die ihm zugeschriebenen Schriften aufzunehmen.

### ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

- ANSHELM Die Berner Chronik des Valerius Anshelm. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Bern. Bern: Wyss, 1884-1901. 6 Bde.
- BAECHTOLD BAECHTOLD, JAKOB: Niklaus Manuel. Frauenfeld: Huber, 1878. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. 2.)
- BEERLI BEERLI, CONRAD-ANDRÉ: Le peintre poète Nicolas Manuel et l'évolution sociale de son temps. Avec planches. [Thèse sc. écon. et soc. Genève 1953.] Genève: Droz, 1953. (Travaux d'Humanisme et Renaissance. 4.)
- BTB Berner Taschenbuch. Bern: 1852-1894. Neues Berner Taschenbuch. Bern: 1896-1934.
- BURG BURG, FRITZ: Dichtungen des Niklaus Manuel. Aus einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek mitgeteilt. (BTB 1897, S. 1-136.)
- HUMBEL HUMBEL, FRIDA: Ulrich Zwingli und seine Reformation im Spiegel der gleichzeitigen, schweizerischen volkstümlichen Literatur. Leipzig: Heinsius, 1912 (Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte. 4.)
- Idiotikon Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Begründet von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. Frauenfeld: Huber, 1881 ff. Bd. 1 ff.
- STUMM STUMM, LUCIE: Niklaus Manuel Deutsch von Bern als bildender Künstler. Bern: Stämpfli, 1925.
- TARDENT TARDENT, JEAN-PAUL: Niklaus Manuel als Staatsmann. Diss. phil. hist. Bern 1968. Bern: Stämpfli, 1967. (AHVB 51, 1967.) [Auch ersch. als Sonderabdruck.]

- Zwa Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation. Herausgegeben vom Zwingliverein in Zürich. Fortsetzung: Z'. Beiträge zur Geschichte Zwinglis, der Reformation und des Protestantismus in der Schweiz. Zürich: 1897 ff.

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> BAECHTOLD, Abdruck des Briefs LI.
- <sup>2</sup> BURG, 1–136.
- <sup>3</sup> BURG, 112.
- <sup>4</sup> BURG, 105.
- <sup>5</sup> BEERLI, 319, Anm. 3.
- <sup>6</sup> F. VETTER, Schwert und Feder, in: Sonntagsausgabe des «Bund» 1915 Nr. 2, 31.
- <sup>7</sup> BURG, 101.
- <sup>8</sup> Vgl. FERD. VETTER, Niklaus Manuels Traum, Ein neuer Beitrag zur bernischen Literaturgeschichte, in: Sonntagsblatt des «Bund» 1899, 157 ff., 164 ff., 172 ff. und weiterhin; S. SINGER, Sprache und Werke des Niclaus Manuel, in: Aufsätze und Vorträge, Tübingen 1912, 174; E. ERMATINGER, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, München 1933, 151–153; J. NADLER, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, Leipzig/Zürich 1932, 182; BEERLI, 164–173; TARDENT, 76 ff.
- <sup>9</sup> ADOLF KAISER, Die Fastnachtsspiele von der *Actio de sponsu*, Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fastnachtsspieles, Göttingen 1899, 80.
- <sup>10</sup> S. SINGER, in: Aufsätze und Vorträge, Tübingen 1912, 180.
- <sup>11</sup> BURG, 119.
- <sup>12</sup> Z. B. im «Traum» V. 633, im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» bei BAECHTOLD in V. 863 und 1518, hier allerdings beide Male nicht im Reim, jedoch durch das Metrum gefordert.
- <sup>13</sup> Vgl. «Traum» V. 238 und «Bicoccalied» bei BAECHTOLD Str. 23, V. 1.
- <sup>14</sup> Vgl. für diese Erscheinungen: Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) I, Karten 112–119 und Karte 51. Zum Wechsel u zu o siehe immerhin die Feststellungen von CHR. ERNI, Der Übergang der Stadt Bern zur neuhighdeutschen Schriftsprache, Diss. Bern 1949, 39.
- <sup>15</sup> Nicht übersehen werden darf, dass Manuel später in seiner Erlacher Zeit in Briefen, wohl aus dem Seeländer Dialekt, selten einmal eine entsprechende Lautvariante aufnimmt, etwa «doseselbst» für «daselbst» (30. IX. 1525), «noch mosz» für «nach masz» (8. XII. 1524) u. ä. An einer einzigen Stelle finde ich im späteren Dichtwerk eine solche Abweichung vom Stadtberndeutschen in der Reimbindung «angon: Zion» (Barbali V. 474/475).
- <sup>16</sup> Idiotikon XIV, 72 ff.
- <sup>17</sup> Idiotikon I, 341/2; vgl. auch FR. MAURER, Neue Forschungen zur südwestdeutschen Sprachgeschichte, in: Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der Südwestdeutschen Sprachgeschichte, Stuttgart 1965, 8 (mit Karte 5).
- <sup>18</sup> Zu Murner vgl. JOSEPH LEFFTZ, Die volkstümlichen Elemente in Murners Satiren, Strassburg 1915, bes. 24 ff.

<sup>19</sup> Ebd. 45

<sup>20</sup> Ebd. 94/95

<sup>21</sup> Idiotikon *II*, 542 ff.

<sup>22</sup> Idiotikon *II*, 542; SEB. MEYER, in: *Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation* 4, 5. Heft, Leipzig 1911.

<sup>23</sup> Vgl. Idiotikon *IV*, 1155; *La Grande Encyclopédie*, 2<sup>e</sup> éd., 31.

<sup>24</sup> Der Papst und Christus seien «zwo unglich personen», heisst es im Spiel «Von Papsts und Christi Gegensatz» (V. 99); «jch allein in eigner pherson» im «Ablasskrämer» (V. 255). Das Wort kommt aber sporadisch auch in andern zeitgenössischen Schriften vor; vgl. auch Idiotikon *IV*, 1599.

<sup>25</sup> Zum Metrum vgl. ANDREAS HEUSLER, *Deutsche Versgeschichte* 3, 2. Aufl., Berlin 1956 §§ 900ff., 42ff.

<sup>26</sup> Ebd. § 903,44.

<sup>27</sup> F. VETTER, in: «Ein Traum», *Blätter für bernische Gesch. u. Altertum* *XII*, (1916), Heft 4, 300.

<sup>28</sup> Ebd. Vergl. auch BTB 1897, 133.

<sup>29</sup> S. SINGER, in: *Aufsätze und Vorträge*, Tübingen 1912, 180.

<sup>30</sup> Das zeitweilig in der Literatur topisch gewordene Motiv des Traums lässt sich seit dem biblischen und dem klassischen Altertum bis über das 17. Jahrhundert, wo es besonders verbreitet ist, hinaus verfolgen. (Vgl. ELISABETH FRENZEL, Motive der Weltliteratur, Stuttgart 1976 Kröner 301, Art. «Weissagung, Vision, vorausdeutender Traum», 765-793.)

Im Spätmittelalter erscheinen Träume mehrfach, z. B. in der aus dem Französischen übernommenen «Pilgerfahrt eines träumenden Mönchs», in rhfränk. Autograph kurz nach 1400 (Deutsche Texte des Mittelalters, Nr. 25). (Vgl. EMIL BENEZÉ, *Das Traummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung* [bis 1250], Halle 1877; WILH. SCHMITZ, *Traum und Vision in der erzählenden Dichtung des deutschen Mittelalters*, Münster 1934 [betr. 9.-13. Jh.]. Über die Beliebtheit der Traumerzählung im Mittelalter s. DIETER WUTTKE, *Die Histori Herculis*, des Nürnberger Humanisten und Freundes der Gebrüder Vischer, Pangratz Bernhaubt gen. Schwenter, Köln/Graz 1964, 132, Anm. 53 [Lit.]). Spätmittelalterliche Belege bieten vor allem auch die traumhaft eingekleideten Minneallegorien (vgl. WALTER BLANK, *Die deutsche Minneallegorie, Gestaltung und Funktion einer spätmittelalterlichen Dichtungsform*, Stuttgart 1970; INGEBORG GLIER, *Ars amandi, Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden*, München 1971).

In der Zeit des Humanismus dürfte sich schon das «Somnium Scipionis» des wiederentdeckten Cicero ausgewirkt haben: auf seiner Expedition als Militärtribun nach Afrika träumt der junge Scipio Africanus von den Erfolgen seiner künftigen Laufbahn und erkennt zugleich das Weiterleben der Seele im Jenseits (Abdruck in: CICERO, *Gedanken über den Tod und Unsterblichkeit*. Lat.-deutsch. Hamburg 1969, 1 ff.). In humanistischen Zusammenhängen steht auch der nur handschriftlich erhaltene Traum in Schwenters verdeutschter «Histori Herculis» von 1515, einer Dichtung, die ihrerseits das Traummotiv aus dem Brant/Locherschen Text der «Stultifera Navis» entlehnt hat. (Vgl. DIETER WUTTKE, am obgenannten Ort.) Später findet sich das Motiv des Traums etwa in dem Gedicht «Von dem Jubeljahr 1525» (SCHADE, *Satiren und Pasquille*, a.a.O., I, 1863, 38 ff.) mit den an unsern «Traum»

anklingenden Versen zu Beginn: «Nun hab ich kurz bi nacht gedocht, / weil ich etwan nicht schlafen mocht» (SCHADE, a. a. O., I, 39, V. 5/6). – Wie eine aus den Totenfressern Manuels oder eher aus Gengenbachs Text mit dem makabren Titelholzschnitt einerseits und unserm «Traum» anderseits gemischte Reminiszenz mutet es an, wenn der Konvertit und Franziskaner Johannes Nas (★1534) eine «Anatomia Lutheri» mit einem Bild der Leiche Luthers auf dem Seziertisch und den seinen Leib malträzierenden, entzweiten Reformatoren herausgegeben hat und das Ganze als Traum motiviert (S. HUGO SOMMERHALDER, Joh. Fischart's Werk, Berlin 1960, 3/4). In einer Art visionellen Traums hat auch der Luzerner Chronist Hans Salat seinen «Triumphus Herculis Helveticus», ein Pamphlet, in dem er den zu Kappel gefallenen Zwingli als Anführer einer höllischen Geisterschar zur Hölle rasen lässt (1532), gestaltet; s. J. BAECHTOLD, Hans Salat, ein Schweiz. Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts..., Basel 1876, 120–136.

Zu Hans Salats «Triumphus Herculis Helveticus»: HUMBEL meint (284), Salat habe unsern «Traum» gekannt!

Die Erkenntnis vom topischen Wert solcher Motive und Vorstellungen wie solch eines unter bestimmten Umständen geschilderten Traums wird freilich den Historiker zur Vorsicht gegenüber einer biographischen Auswertung stimmen müssen. Man wird ja auch kaum annehmen, dass der Irrweg im Schwarzwald und die Zuflucht in einem hohlen Baum, wo er dann den Geisterzug sieht, von Hans Salat wirklich erlebt worden wäre. Überhaupt ist mit eigentlicher Erlebnisdichtung in dieser Zeit, wo die ersten Zeugnisse einer Selbstbiographie und eine noch wenig persönliche Reiseliteratur eben erwachen, kaum zu rechnen. Eine von individuellem Erleben zeugende deutsche Dichtung gibt es vor dem Pietismus höchstens in Spuren bei Grimmelshausen und Gryphius im 17. Jahrhundert, wenn wir von der Mystik, etwa einer Elsbeth Stagel, abssehen.

<sup>31</sup> Vor allem hierin scheint ihm Hans Salat in seiner satirischen Dichtung «Triumphus Herculis Helveticus» (1532) nachzufolgen.

Dagegen hat etwa Joh. Schradin noch 1546 in seiner «Gründlichen ursach der jetzt schwebenden Kriegsleuff vnd wie sich darin zu verhalten sei, darzu ein klag des teutschen lands» die deutschen Vorzeit-Helden Ariovist, Arminius, Barbarossa und dazu Frundsberg zu Zeugen wider Rom aufgerufen (W. STAMMLER, Von der Mystik zum Barock, Stuttgart 1950, 327 u. 660).

<sup>32</sup> Vgl. A. E. BERGER, Die Schaubühne im Dienste der Reformation, 1. Teil, Leipzig 1935, 10 u. 13; ders.: Sturmtruppen der Reformation, Leipzig 1931, 316. HUMBEL, 8, Anm. 1, sowie 56.

<sup>33</sup> Abgedruckt als Pseudo-Hutten in der Ausgabe von Huttens Werken durch EDUARD BÖCKING, 4, 421 ff. Die Schrift wird heute als eine Schöpfung des Girolamo Rosario aus Forli betrachtet, s. A. E. BERGER, Die Sturmtruppen der Reformation, Leipzig 1931, 316.

<sup>34</sup> GOTTFRIED NIEMANN, Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwicklung, Leipzig 1904/5.

<sup>35</sup> Vgl. den «Dialog Sickingens mit St. Peter vor der Himmelspforte» (SCHADE, Satiren und Pasquelle, a. a. O., II, 45 ff.); nach KALKOFF, Huttens Vagantenzeit, 340 ff., 413, vom Kurmainzischen Rat Sebastian Rotenhan verfasst (BERGER, Sturmtruppen..., 316).

«Ein Underred des bapsts und seiner Cardinelen» (SCHADE *III*, 74 ff.), wohl 1524; vgl. HUMBEL 66 Anm. 1.

«Ratschlag des allerheiligsten Vaters Bapsts Paul des Dritten mit dem Collegio Cardinalium gehalten, wie das angesetzte Concilium zu Trient fürzunemmen sey» Anno 1545 (s. NIEMANN, Dialogliteratur der Ref.-Zeit, 6/7; HUMBEL, 66 Anm. 1). – Dazu die Komödie, «Ratschlag des allerheiligsten Vaters Papst Pauli» (in: BERGER, Schaubühne i. Dienst der Ref. *I*, 10). MARTIN RINCKART, *Indulgentiarius confusus* 1618 (in: BERGER, Schaubühne i. Dienst d. Ref. *I*, 13 ob.).

Das Motiv vom Papst an der Himmelspforte findet sich auch noch in der Schwanksammlung von LAZARUS SANDRUB, *Delitiae historicae et poeticae, historische und poetische Kurzweil*, Frankfurt a. M. 1618, hsg. von G. Milchsack, in: Neu- drucke dt. Lit.-Werke des 16. und 17. Jh. 12–14, Halle, 125, mit einem Gedichtlein des Euricius Cordus von bloss 25 Zeilen, das den Papst vergeblich ans Himmelstor pochen lässt.

Arbeiten zum Thema: HEINER. TAPPER, Die Gestalt des Petrus in der Literatur des ausgehenden Mittelalters, 1935; FRITZ KULLMANN, Die Gestalt des Petrus in der spätmittelalterlichen Literatur, 1926.

<sup>36</sup> Im heftigen Streitgespräch wirft der Papst dem Petrus seine Unzuständigkeit vor: er könnte ja nicht einmal eine Messe lesen, da er tot sei! – Das erinnert an jenen Streit im Gefolge des weitberüchtigten Jetzerhandels zwischen den Dominikanern und den Barfüßern in Bern, wobei die erstern für, die letztern gegen die auf einem Altarbild gemalten toten Priester leidenschaftlich Partei nahmen (ANSHELM *II*, 415, *III*, 61, 102; vgl. H. HAHNLOSER, Chorfenster und Altäre des Berner Münsters, Bern-Bümpliz 1950, 44 ff.). Doch muss unsere Anspielung nicht unbedingt in einem realen Zusammenhang mit diesen Ereignissen stehen.

<sup>37</sup> ANSHELM *III*, 394<sup>1–2</sup>, *IV*, 453<sup>23–28</sup>, 529<sup>9–12</sup>; s. BURG, 101, Anm. 2 (mit irrtümlicher Angabe: *III*, 453).

<sup>38</sup> Fraglich bleibt allerdings an der Bemerkung Anshelms, dass der Kardinal Schinner eigentlich «im himmlischen her ein grosser hoptman» sein sollte, aber von seinen ungnädigen Malern «zum hellischen her» gemalt wurde, ob der Chronist hier wirklich auf Manuel und die Verdammung in seinem «Traum» anspielen wollte; vgl. BEERLI, 75.

<sup>39</sup> Nach frdl. Auskunft von Prof. Dr. Hans Strahm †; Stadt- u. Universitätsbibliothek Bern Sign.: H XXII 122. – S. dazu H. STRICKLER, Neuer Versuch eines Literaturverzeichnisses zur schweiz. Reformationsgeschichte (V: Actensammlung zur schweiz. Reformationsgeschichte, Nr. 10); HUMBEL 56 (Anm. 3), sowie 65. – Ferner: E. BÖCKING, *Ulrici Hutteli opera IV*, 425, mit der Beschreibung des Druckes und der Bemerkung «Übersetzung von Joach. Curäus? (Wittenberg 155?) s. Niceron von Baumgarten *XI*, 323».

<sup>40</sup> Die Randbemerkung steht bei dem entlarvenden Bekenntnis des Papsts Julius: «Ich gab für, ich hette jm willen zum ersten das haupt der kirchen, das ist / mich selbs zu straffen vnd zu bessern...» und lautet «Wie dan / jetzñt auch / der bapst / Adrianus / durch sine legaten zu / Nürnberg / vor den re / genten ge- / thon hat» (Bogen D letzte Blattseite).

<sup>41</sup> Vgl. dazu die Historischen Rechtsquellen: Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. 3, Gotha 1901: Schon am 19. November 1522 hat der Papst einmal die Reinigung der

Kirche gegen Missbrauch angetönt; aber erst beim Vortrag des Papsts an die deutschen Städte vom 3. Januar 1523 kommt die Absicht noch deutlicher zum Ausdruck (Nrn. 73/74).

<sup>42</sup> Fraglich bleibt allerdings, ob dies «argumentum ex silentio» überhaupt gültig ist. Es gibt in der Traum-Dichtung eine bisher zu wenig beachtete Stelle, wo der «bekrönte Hut» in der Hölle den Teufel ersucht, ihn doch da bleiben zu lassen und nicht wieder auf die Erde zu schicken. Dabei erklärt er tröstend: «Ich glob, das[s] schon ainer syg / Darab mir gar nit gruset, / Er werd vil besser sin dan ich...» (V. 754–756).

Nun ist Hadrian schon am 9. Januar 1522 gewählt, wenn freilich erst am 31. August des Jahres eingesetzt worden. Die Stelle könnte sich auf diese Übergangssituation beziehen, im Sinne von: es ist schon einer da, er wird's schon machen; aber man kann ihm vorläufig noch keine Untaten nachweisen.

Doch hilfe auch eine solche Interpretation inbezug auf die Druckschrift des deutschen Julius-Dialogs nicht weiter, – oder man müsste die Marginalien auf den ersten, im März 1522 gehaltenen Reichstag beziehen. Dann könnte die Schrift noch im Frühsommer 1522 herausgekommen und von Manuel selbst ausgewertet worden sein. Aber für diese Tagung ist uns noch kein Einspruch des Papsts bekannt!

<sup>43</sup> Diese Datierung begründet F. VETTER, in: «Schwert und Feder» (Sonntagsblatt des «Bund» 1915 Nr. 2, 3).

<sup>44</sup> J. BAECHTOLD, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, 1892, 292

<sup>45</sup> Möglicherweise steht auch die Wendung im «Traum» (V. 64f.), wo der Papst so laut brüllt, dass der Dichter feststellt: «In mas[s] [= in solchem Masse] ich kain löwen han / Ghört so grusam schryen...», in literarischer Kontinuität. Denn das erinnert an den Rat des Dr. Rundegk in der «Krankheit der Messe», man müsse die im Koma liegende Messe «mit starkem geschrei der römischen kilchen» erwecken: «denn es vermag die natur, dass die löwen ire jungen tot gebären und demnach mit starkem geschrei lebend und kreftig machend». Diese Vorstellung vom Löwengebrüll entstammt einer spätantik-mittelalterlichen Überlieferung, die wir schon im alten Physiologus finden, dann auch im ahd. Übersetzungstext daraus (BRAUNE, Ahd. Lesebuch, 1921, 74), ferner beim Kirchenvater Augustinus (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V, 1433).

<sup>46</sup> STUMM, 14.

<sup>47</sup> HUGO WAGNER, Kunstmuseum Bern, Gemälde des 15. und 16. Jahrhunderts, Bern 1977, 101 ff.

<sup>48</sup> Zum Motiv des geöffneten goldenen Himmels: es scheint eine Erfindung einheimischer Meister gewesen zu sein, des Heinrich Büchler (auf dem Murtenschlachtbild des Freiburger Rathauses 1480), des Unbekannten auf dem Allerseelenaltar des Thüring Fricker von 1506 und des Hans Fries auf den Zürcher Johannestafeln des Freiburger Allerseelen-Altars von 1505–06, s. H. HAHNLOSER, Chorfenster und Altäre des Berner Münsters, Bern 1950, 48.

<sup>49</sup> A. KAISER, Die Fastnachtsspiele von der Actio de Sponsu, Göttingen 1899, 81 (die Angabe Papst u. Priesterschaft V. 1134 ff. ist ver stellt für V. 1344.)

<sup>50</sup> ZWINGLI, Hauptschriften, Zürich 1949, I, 125 ff.

<sup>51</sup> O. VASELLA, in: Autobiographie des Täufers Georg Frell..., Zwa VII, (1942), 454

<sup>52</sup> VON MANDACH-KOEGLER, Niklaus Manuel Deutsch, Basel 1940, T. 98 und T. 99.

<sup>53</sup> A. KAISER, Die Fastnachtsspiele von der Actio de Sponsu, a. a. O., 81.

<sup>54</sup> Traum V. 54 ff. – Der Ausdruck für die päpstliche Dekretaliensammlung kommt übrigens schon in der reformatorischen Kampfschrift «Karsthans» 1521 vor: «Hör wol, wan man also machen wil, werden zü letst der artikel des gloubens *ein grosz büch* vol» (Ausz. Herbert Burckhardt, in: Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation 4, [1910], 104).

<sup>55</sup> Vgl. u.a. etwa Traum V. 25–28, V. 61/62, V. 578 ff.; V. 780 f.

<sup>56</sup> Solches Kommentieren des eigenen Werks ist Manuels gesicherter Dichtung fremd; vgl. aber im «Traum» noch etwa V. 76/7.

<sup>57</sup> Z. B. in der Klage der Witwen und Waisen: «Lyb, er vnd gut verlorn...» (Traum V. 157) und «Sy werind kon umb lib vnd güt...» auf der nächsten Seite (Traum V. 180).

<sup>58</sup> BURG, 120.

<sup>59</sup> VON MANDACH-KOEGLER, Niklaus Manuel Deutsch, Basel 1940, XXV Anm. 18.

<sup>60</sup> BEERLI, 172 f.

<sup>61</sup> In der Diskussion nach dem Vortrag der vorliegenden Untersuchung am «Colloquium zum 450-Jahr-Jubiläum der Berner Disputation 1528» auf Schloss Hünigen vom 3.–5. November 1978 hat sich herausgestellt, dass die Brücke zwischen dem diesseitig-mutwilligen Bicoccalied vom Frühling 1522, nach welchem unmittelbar der «Traum» entstanden sein soll, und den wieder kämpferisch der Tageswirklichkeit verpflichteten Fastnachtsspielen vom Anfang 1523, die der Philologe nicht zu schlagen vermag, von manchen Theologen für möglich erachtet wird, ja dass manche sogar glauben, eine plötzliche Bekehrung Manuels annehmen zu müssen, selbst wenn ihr das «Zeugnis» des «Traums» fehlte.